

Widerstand mit Worten – Hilde Domin und die Kraft der Sprache

Vortrag von Clemens Greve, Frankfurt,
am 19. + 20.9.26 in Wittlich und Trier

Kann Literatur Widerstand leisten? Und wenn ja: Was bedeutet es, „mit Worten“ Widerstand zu leisten? Die Frage gewinnt eine besondere Bedeutung, wenn man die deutschsprachige Literatur des 20. Jahrhunderts betrachtet. Viele Autorinnen und Autoren mussten Flucht, Exil, politische Verfolgung, Antisemitismus oder den Verlust ihrer Heimat erfahren. Für sie war Sprache nicht nur ein künstlerisches Ausdrucksmittel. Sie konnte zu einem Ort der Erinnerung, der Selbstbehauptung und der Freiheit werden.

Eine besonders eindrucksvolle Vertreterin dieser Form des literarischen Widerstands ist Hilde Domin. Ihr Leben war von Exil und Sprachverlust geprägt; ihr dichterisches und essayistisches Werk entwickelte daraus jedoch keine bloße Klage, sondern eine Poetik der Hoffnung, der Wahrhaftigkeit und der Zivilcourage. In ihrem Essay *Wozu Lyrik heute? Dichtung und Leser in der gesteuerten Gesellschaft* bezeichnete sie den Lyriker ausdrücklich als einen „Widerständler“.

Nicht müde werden...”

Das ist der Beginn eines Gedichtes von Hilde Domin, der deutschen Lyrikerin jüdischer Herkunft, an deren 20. Todestag ich in diesem Jahr erinnern möchte. Ich sehe sie vor mir, bei Lesungen, bei Diskussionen, bei den gemeinsam erlebten Einladungen und der Herausgabe unseres Buches „Nachkrieg und Unfrieden“, sehe ihren wachen Blick, ihre Zugewandtheit, Spontaneität und Lebendigkeit.

In ihrem Kölner Elternhaus hat sie das Urvertrauen erfahren das sie lebenslang getragen hat. Aus ihm nahm sie die Kraft und den Mut zum „Dennoch“.

Hören wir eines Ihrer Gedichte, das Gedicht, das sie selbst für ihr wichtigstes hielt: „Abel steh auf“: „Abel steh auf / es muss neu gespielt werden / täglich muss es neu gespielt werden / täglich muss die Antwort noch vor uns sein / die Antwort muss ja sein können / wenn du nicht aufstehst Abel / wie soll die Antwort / diese einzig wichtige Antwort / sich je verändern /.../ steh auf / damit Kain sagt / damit er sagen kann / Ich bin dein Hüter / Bruder / wie sollte ich nicht dein Hüter sein /.../ Abel steh auf / damit es anders anfängt / zwischen uns allen...”

Eine Erklärung die Domin sehr gefallen hat, die Odilo Lechner, langjähriger Abt von Kloster Bonifaz in München und Kloster Andechs geschrieben hat, lautet: Domin greift in ihrem Gedicht „Abel steh auf“ die biblische Ur-Erzählung von Kain und Abel auf, bricht jedoch radikal mit dem Schicksal, indem sie das Opfer auffordert, wieder aufzustehen.

Lechner deutete diesen Text vor allem als einen flammenden Appell gegen die Resignation und für das Prinzip Hoffnung und so schreibt er in drei Deutungen:

1. Über die Korrektur der Ur-Schuld

Im Gedicht heißt es, man könne *„alle Kirchen schließen und alle Gesetzbücher abschaffen“*, wenn Abel nur aufsteht und die erste falsche Antwort rückgängig macht.

Lechners Deutung: Die „erste falsche Antwort“ ist Kains zynische Gegenfrage an Gott: *„Bin ich der Hüter meines Bruders?“* Lechner verstand Domin's Text als eine theologische Utopie. Wenn der Mensch erkennt, dass er eben doch der Hüter seines Nächsten ist, erübrigen sich dogmatische Gesetze. Wahre Brüderlichkeit ersetzt die steinerne Institution.

2. Das „Täglich neu spielen“ als Schöpfungsauftrag.

Domin fordert: *„Es muss neu gespielt werden / täglich muss es neu gespielt werden [...]“*.

Die Geschichte der Gewalt ist für Lechner kein Naturgesetz. Dass die Geschichte „täglich neu gespielt“ werden muss, interpretierte er als den christlichen Auftrag zur täglichen Umkehr und Vergebung. Jeder Tag bietet dem Menschen die Freiheit, sich gegen die Rolle des Kains (des Täters) und für die Rolle des Bruders zu entscheiden.

3. Gewalt hat nicht das letzte Wort

Indem Abel aufstehen soll, wird die Chronik des Todes durchbrochen.

Für Lechner schwang in diesem Aufruf eine tiefe Auferstehungs-Theologie mit, die mitten in der irdischen Realität ansetzt. Die Aufforderung „Steh auf!“ verstand er als Ermutigung für alle Opfer von Unrecht und Gewalt, nicht in der Opferrolle zu verharren, sondern aufzustehen und die Welt mitzugestalten, damit *„die Kinder Abels sich nicht mehr fürchten“*.

Domin schwieg nie, wenn etwas richtiggestellt werden musste. Sie tat dies sehr oft in Momenten in denen andere lieber geschwiegen haben.

Als Jüdin wurde sie aus Deutschland vertrieben. Sie erlebte, wie eine Gesellschaft ihre Sprache verlor und stattdessen in den Gleichschritt verfiel.

Domin beschrieb Zivilcourage deshalb nicht als theoretische Tugend, sondern als Abwehrkraft gegen das Mitläufertum. Sie warnte vor der Bequemlichkeit der „Herde“. Und diese Herden gibt es heute auf beiden extremen Seiten. Beide verlangen absolute Loyalität. Beide teilen die Welt radikal in „Gut“ und „Böse“, in „Wir“ gegen „Die“. Wer nicht bedingungslos zustimmt, wird niedergemacht. Hilde Domin setzt dagegen das Individuum: den Menschen, der selbst denkt, selbst fühlt und der Ideologie widersteht.

In einem Interview sagte sie: „Ich halte es für enorm wichtig, dass Kinder sich freimachen von Vorurteilen. Von „die Deutschen“, die „Ausländer“, „die Dies“ und „die Das“. Es gibt nicht „die“. Es gibt immer den einzelnen Menschen.“

In einem Aufsatz mit dem Titel „Ratschlag für Abiturienten“, einem Aufsatz, den man gerade heute an unseren Schulen wieder lesen sollte, sagte Domin viele Jahre nach Ihrer Flucht vor Nazideutschland: „Vermehrt den Hass nicht. Vermehrt die Angst nicht. Geht auf Distanz zu Euch selbst. (...) Das Wunder, das konkrete kleine Wunder, wartet immer um die nächste Ecke: für den, der es wahrnehmen mag.“

Domin leistet mit zahlreichen Essays und Gedichten Zivilcourage gegen die Sprachvergiftung.

Wie sieht politischer Widerstand im Sinne Hilde Domins heute aus? Es ist das Widerstandleisten mit Worten. Domin fordert von uns einen dreifachen Mut:

1. Der Mut zum Sagen: Den Mund aufzumachen, wenn am Stammtisch, im Chat oder im Betrieb rassistische oder verächtliche Witze gerissen werden. Zivilcourage rechts außen bedeutet: Halt, bis hierher und nicht weiter! Menschenwürde ist unantastbar.

2. Der Mut zum Benennen: Die Dinge beim Namen zu nennen, ohne Angst vor dem Applaus der falschen Seite. Das bedeutet auch, mutig zu benennen, wenn von extrem linker Seite Intoleranz im Namen der Toleranz gepredigt wird oder Antisemitismus sich hinter vorgeblicher Gesellschaftskritik versteckt. Domin schrieb: *„Beim kleinsten Umlügen der Wirklichkeit fängt menschliches Zusammenleben schon an aufzuhören.“* Wir müssen der Wahrheit die Ehre geben, auch wenn sie unbarmherzig ist.

3. Der Mut zum Rufen: Alarm zu schlagen, wo das Gespräch stirbt und Gewalt – sei es verbale oder physische – den Raum einnimmt.

In einer polarisierten Welt neigen wir dazu, nur noch den Schmerz der eigenen Gruppe zu sehen. Die Rechte sieht nur die Sorgen der Einheimischen; die extreme Linke oft nur die Schablonen ihrer Ideologie.

Hilde Domin stellt dem das Wort „Mit-Schmerz“ entgegen. Das ist zutiefst biblisch. Es ist die Leidensfähigkeit, die Jesus uns vorgelebt hat. Mit-Schmerz bedeutet: Ich sehe den konkreten Menschen. Ich sehe das geflüchtete Kind, das Schutz sucht, und mein Herz verschließt sich nicht. Ich sehe aber auch den Handwerker, den Industriearbeiter, der Angst vor der Existenzvernichtung hat.

Zivilcourage heute bedeutet, sich der Empathieverweigerung der Extreme entgegenzustellen. Es bedeutet, die Kraft aufzubringen, Brücken zu bauen, wo andere Gräben ziehen.

Domin fordert die mutige, besonnene Mitte, die dieses Land und diese Welt gerade so dringend brauchen.

Bischof Hermann Josef Spital, der langjährige Bischof von Trier, zitierte das Gedicht *„Nicht müde werden, sondern dem Wunder, leise, wie einem Vogel, die Hand hinhalten“* im Jahr 1997 in seiner Neujahrspredigt im Trierer Dom.

Bischof Spital deutete Domins Verse in einem zutiefst christlich-spirituellen und gesellschaftlichen Kontext: Er rief die Gläubigen und die Gesellschaft angesichts von Krisen und Zukunftsängsten dazu auf, nicht in lähmende Müdigkeit, Pessimismus oder Passivität zu verfallen.

Das „Wunder“ interpretierte er theologisch als das unerwartete, heilende Wirken Gottes in der Welt. Er betonte, dass der Mensch dieses Wunder zwar nicht erzwingen kann (deshalb „leise, wie einem Vogel“), aber durch den Glauben eine innere Haltung der Offenheit und Empfangsbereitschaft bewahren muss – symbolisiert durch das „Hinstrecken der Hand“.

Für Spital war das Gedicht ein moderner Ausdruck christlicher Hoffnung, die den Menschen auffordert, trotz aller Widrigkeiten empfänglich für das Gute und das Unerwartete zu bleiben.

Durch diese prominente Verwendung in einer Neujahrsbotschaft trug Bischof Spital maßgeblich dazu bei, dass dieses spezifische Gedicht über den literarischen Raum hinaus im kirchlich-theologischen Sprachgebrauch

im deutschen Südwesten und darüber hinaus, gerade bei Kirchentagen, sehr populär wurde.

Im Dezember 1990 reiste ich zusammen mit Hilde Domin aus Heidelberg in Wittlich an. Einige Treffen und Lesungen mit Hilde Domin in der Eifel und an der Mosel fanden statt. Von ihr im Vorfeld wie immer bestens bis ins Detail organisiert. Für sie gute Bekannte, für meine Familie völlig Unbekannte, hatten von Hilde Domin im Vorfeld der Reise die Privatnummer meiner Eltern, die sie einige Tage vor der Reise von mir haben wollte, erhalten. Ich glaube es waren insgesamt über 10 Termine in einer Woche und dazwischen die Weihnachtsfeiertage. Zwei oder drei Termine kannte ich, die anderen hatte Domin noch ganz schnell ausgemacht. Eine ganze Reihe Menschen meldeten sich auch noch aus Wittlich und der Region an, da sich durch den gemeinsamen Gottesdienstbesuch am Heiligabend in Windeseile in manchen Lese- und Literaturkreisen herumgesprochen hatte, dass Hilde Domin in Wittlich beim Tierarzt wohne, der Tierarzt war mein Vater. Leute kamen mit Büchern und Hilde Domin signierte freudig im elterlichen Wohnzimmer neben dem Weihnachtsbaum. Meine Schwestern und ich trugen immer wieder frischen Kaffee und Tee hinein, deckten ab und deckten ein. Das Telefon klingelte, die Türklingel klingelte und immer wieder wollte man Hilde Domin nur ganz kurz sprechen und ein Buch signieren lassen. Mein Vater hatte am 1. Weihnachtsfeiertag den Trierer Bischof am Telefon und konnte diesem so persönlich zum ersten Mal gesegnete Weihnachten wünschen und reichte den Hörer dann an Hilde Domin weiter, die mit einem lauten „Entzückend“ den bischöflich-poetischen Austausch begann. Nach dem recht heiteren Telefonat kam Hilde Domin zu mir und bat darum, dass ich sie am 27. Dezember zu einem Gespräch mit Generalvikar und Bischof nach Trier begleiten sollte. Es ging um Spannendes. Wir saßen im privaten Wohnzimmer des Bischofs und sprachen über das Thema des vorzubereitenden „Aschermittwochs der Künstler“ in Trier. Hilde Domin war im Jahr 1991 als Protagonistin dafür von Hermann-Josef Spital vorgesehen. Ich versuche die Themen richtig widerzugeben, ich hatte mir damals nur Stichworte notiert:

Der Beitrag, den Hilde Domin beim 18. Trierer Aschermittwoch der Künstler (1991) gehalten hatte, basierte auf ihrem zentralen kulturpolitischen und poetischen Leitmotiv: Das Gedicht als „Training in Wahrhaftigkeit“ und dem damit verbundenen Aufruf „Widerstand mit Worten“ zu leisten.

Ihr Vortrag und die dazugehörige Lesung trugen den offiziellen Titel: „Das Gedicht als Augenblick von Freiheit“ (*ergänzt durch das von ihr geprägte Konzept des „Trainings in Wahrhaftigkeit“*).

Hilde Domin plädierte in Trier eindringlich dafür, dass Lyrik und Kunst den Menschen dazu zwingen, die „vorgestanzte“ Sprache der Ideologien abzulegen und zu einer radikalen, inneren Wahrhaftigkeit zurückzufinden und mit Worten Widerstand zu leisten, wenn andere damit beginnen mit ihnen die Gegenwart umzulügen.

Bischof Spital, der mit Domin auf dem Podium saß, begründete den Dialog zwischen Kirche und zeitgenössischer Kunst vor allem mit der gemeinsamen Suche nach der Wahrheit und der Notwendigkeit einer gegenseitigen kritischen Korrektur.

Domin und Spital sprachen dann aus dem Dialog mit allen, auch mit den anwesenden Künstlern und Zuhörern über drei Themenbereiche:

1. Spital betonte, dass sowohl die Kirche als auch die Kunst die Aufgabe haben, den Menschen aus vorgefertigten Denkmustern und ideologischen Verkrustungen zu befreien. Kunst und Glaube dürfen nicht bequem sein; sie müssen eine „radikale Wahrhaftigkeit“ einfordern. Die Kunst von Hilde Domin war für ihn das perfekte Beispiel für Sprache, die nicht manipuliert, sondern befreit und mutigen Widerstand mit Worten leistet, wenn andere schweigen oder sich wegduckten.
2. Der Bischof war überzeugt, dass echte Kunst existenzielle Fragen aufwirft – nach dem Sinn des Lebens, dem Leiden, der Freiheit und der Hoffnung. Die Kirche darf sich diesen (oft ungemütlichen) zeitgenössischen Fragen nicht entziehen, sondern muss den Künstlern als Partner auf Augenhöhe begegnen, um gemeinsam Antworten zu suchen.
3. Für Spital besaßen Künstler eine seismographische und prophetische Funktion für die Gesellschaft. Er sah in der zeitgenössischen Literatur ein wichtiges Korrektiv für die Kirche selbst, um eine lebendige, suchende Sprache zu bewahren und nicht in rein formalen, religiösen Floskeln zu erstarren.

Hilde Domin stand dem Dialog mit der Kirche und der Einladung von Bischof Spital mit einer tiefen, reflektierten Offenheit gegenüber. Sie sah in dem theologischen Raum eine der wenigen verbliebenen Plattformen für existenzielle Wahrheiten.

Ihre Reaktion auf die Einladung und ihr eigenes Verständnis dieses Dialogs basierten auf wesentlichen Säulen:

Das Gedicht als „Glaubensakt“ ohne Dogma: Domin war zwar selbst konfessionell nicht gebunden, beschrieb das Schreiben von Lyrik jedoch oft als einen quasi-religiösen Akt. Für sie war das Entstehen eines Gedichts ein „Glaubensakt an die Mitteilbarkeit des Menschen“ und an die Existenz eines Gegenübers. Diese Haltung harmonierte perfekt mit dem theologischen Interesse an Transzendenz und tieferer Wahrheit.

Domin reagierte auf das Angebot der Kirche, weil sie eine gemeinsame Bedrohung sah: den Missbrauch und die Entwertung der Sprache durch Politik, Konsum und Ideologien. Die Einladung von Bischof Spital verstand sie als Chance, die Sprache wieder als ein Werkzeug der „Freiheit“ und der „Demokratisierung“ zu nutzen. Kirche und Dichtung sollten hier als Verbündete gegen die geistige Abstumpfung agieren.

Domin brachte dann das Konzept des „Dennoch-Vertrauens“ auf: In ihren Texten und ihrer Replik in Trier betonte Domin immer wieder ein unerschütterliches Vertrauen in das Menschliche, das sie trotz ihrer eigenen Exilerfahrung bewahrt hatte. Dieses „Dennoch“ (wie in ihrem berühmten Motiv, dass eine Rose als Rose blüht, *„weil sie die Rose ist und nicht weil der Boden weich ist“*) berührte sich im Kern mit der christlichen Hoffnungsperspektive des Aschermittwochs – dem Aufbruch aus der Asche hin zum Leben.

Durch diese Schnittmengen wurde ihr Auftritt 1991 in Trier zu einem Paradebeispiel dafür, wie Literatur und Theologie sich gegenseitig befruchten können, ohne dass eine Seite die andere für ihre Zwecke vereinnahmt.

Gegen die Manipulation sagte Domin: *„Das Training im Lesen und Mögen von Literatur ist ein Training in Freiheit, ganz wie ein Training in Wahrheithaftigkeit.“* Es befähige den Menschen zur Unterscheidung dessen, was ihn im Kern angeht, und schütze ihn davor, zum bloßen Objekt manipulierter Sprache zu werden.

Zur Verantwortung des Wortes sprach Hilde Domin in Schulen und Universitäten, aber auch in Gefängnissen: Domin zitierte in diesem Kontext gerne ein klassisches Leitmotiv von Konfuzius (551 – 479 v. Chr.), um die gesellschaftliche Tragweite von Sprache zu verdeutlichen: *„Wenn die Sprache nicht stimmt, so ist das, was gesagt wird, nicht das, was gemeint ist [...] kommen die Werke nicht zustande, so gedeihen Moral und*

*Kunst nicht [...] so weiss das Volk nicht, wohin Hand und Fuss setzen.
Also dulde man keine Willkür in den Worten."*

Der Mut zum Sagen: Für ein solches Training brauche es laut Domin vor allem den „*Mut zum Sagen (der der Mut ist, er selbst zu sein)*". Ein echtes Gedicht könne nicht, so zitierte Domin Gottfried Benn, nicht ohne das „*ganze Pathos und das ganze Leid einer Persönlichkeit*" entstehen.

Die Radikalität, mit der Hilde Domin damals in Trier Wahrhaftigkeit einforderte, wurzelte direkt in ihrer Erfahrung von Vertreibung und dem Verlust der Heimat.

Bereits 1932, noch vor der offiziellen Machtergreifung der Nationalsozialisten, erkannte sie die politische Gefahr und verließ Deutschland mit ihrem späteren Mann Erwin Walter Palm. Es folgte die 22-jährige Odyssee des Exils.

In der Karibik erlebte sie um 1951 nach dem Tod ihrer Mutter eine tiefe Lebenskrise. Das Schreiben auf Deutsch wurde ihre Rettung – die „*Alternative zum Selbstmord*". Aus Dankbarkeit gegenüber ihrem Zufluchtsort Santo Domingo, wählte sie später das Pseudonym Hilde Domin.

1954 besuchte Domin nicht als Fremde ihre Heimat Deutschland, aber das Ankommen im Land der Täter war schwer; die Heimkehrer wurden oft distanziert empfangen. Domin und ihr Mann pendelten jahrelang zwischen Spanien und der Bundesrepublik, bevor sie sich 1961 dauerhaft in Heidelberg niederließen.

Nach einem ersten Besuch Ihrer Vaterstadt Köln (1932 hatte Domin Köln verlassen und nie mehr gesehen) schrieb Domin nach ihrem Besuch in den 60er Jahren das folgende kurze Gedicht. Sie hat es in jeder Lesung zweimal gelesen und ich lese es im Andenken an die Dichterin heute auch zweimal:

Köln

Die versunkene Stadt
für mich
allein
versunken.

Ich schwimme
in diesen Straßen.
Andere gehn.
Die alten Häuser
haben neue große Türen
aus Glas.
Die Toten und ich
wir schwimmen
durch die neuen Türen
unserer alten Häuser.

Ihr Exil lehrte Domin, dass materieller Besitz vergänglich ist – das einzige „Unverlierbare“ war das Wort. Aus dieser Erfahrung speiste sich ihr berühmtes „Dennoch-Vertrauen“. Wenn sie 1991 vor Bischof Spital und den Künstlern stand, sprach keine theoretisierende Intellektuelle, sondern eine Frau, die existentiell erprobt hatte, dass die Sprache den Menschen in den dunkelsten Momenten eine „Freiheitssphäre“ bewahren kann.

Hilde Domin leistete stets mutigen Widerstand für Freiheit, sie nutzte die Freiheit der Worte, aber der klug gewählten Worte in jeder Sekunde des Sprechens und Schreibens, so auch in ihrem Nachwort des Buches „Nachkrieg und Unfrieden“. Der Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki sagte damals zu diesem Buch, dass es uns alle wachrüttelt, die wir glauben, dass die Welt ohne Krieg auskommen wird. Dass ich dieses über 300seitige Buch zusammen mit Hilde Domin direkt nach meinem Studium herausgeben durfte, führte für mich zu vielen wertvollen Begegnungen. Das Buch ist nach wie vor lieferbar.

Nachdem ich Heidelberg nach dem Studium verlassen hatte, rief mich Hilde Domin häufig an. Sie kam auch im hohen Alter von über 90 Jahren noch zu Lesungen zu uns nach Frankfurt. Bis zuletzt standen wir in sehr regem Austausch. Manchmal rief sie nachts an, weil sie sich über eine aktuelle Nachricht fürchterlich aufgeregt hatte oder sie wollte einfach hören wie es meiner Familie gerade so geht. Manchmal war sie auch auf der Durchreise und machte in Frankfurt einen Stop und so traf man sich zum Mittagessen oder zum kurzen Austausch am Flughafen, am Bahnhof oder bei uns Zuhause.

Auf ihrem Heidelberger Schreibtisch stand ein Bild von meiner Familie. Als nach ihrem Tod ein Film von ihr in den Kinos gezeigt wurde, sahen wir im Hintergrund unsere Familie auf ihrem Schreibtisch. Hilde Domin

wünschte sich zeitlebens eine Familie, Kinder, doch mit Veronal in der Tasche, wollten sie und ihr Mann damals auf der Flucht vor den Nazis kein Kind, konnten sie keine Kinder haben. Ab und zu sagte sie den Satz: „Hitler hat uns unsere Kinder genommen.“ Doch selbst hier entwickelte Hilde Domin ein „Dennoch“ und sagte: „Meine Gedichte, meine Bücher sind meine Kinder, ich hoffe sie werden lange weiterleben, wenn ich schon tot bin.“ Sie leben weiter.

Den letzten Besuch, den ich mit Hilde Domin kurz vor ihrem Tod in der hiesigen Gegend machte, war im Cusanus-Stift in Bernkastel-Kues. Dort durften wir uns unter einer klugen Führung die Stifterbibliothek des Cusanus anschauen. Wir sprachen über ein Buch, das ein Bekannter aus dem Katalanischen übersetzt hatte, eine Handschrift aus dem 13. Jh. von Ramon Lull und wir schauten uns von Lull den prächtigen Baum der „Philosophie der Liebe“ an. Hilde Domin war begeistert und ich war begeistert, dass eine der weltweit wertvollsten Handschriften-Bibliotheken in meiner Heimat zu finden ist. Nach dem Besuch in Bernkastel-Kues wollte sie noch wissen, ob es in Schweich etwas von Stefan Andres zu sehen gibt, weil Domin sich im Exil mit Stefan Andres in Italien, in Positano angefreundet hatte und ihn sehr schätzte. Andres flüchtete mit seiner jüdischen Frau nach Italien und blieb dort in der inneren Emigration. Irgendwo im Haus meiner Eltern hatte sie damals das Buch von Andres, „Der Knabe im Brunnen“ entdeckt und war übergelukkig, dass meine Eltern es ihr schenkten. Nach Domins Tod kam das Buch an mich zurück, weil vorne mein Familienname notiert war und ich vom Deutschen Literaturarchiv Marbach, mit dem ich häufiger zu tun habe, darüber informiert wurde.

Hilde Domin und ich hatten einen Briefwechsel. Teile davon sind im Nachlass im Deutschen Literaturarchiv, zu jedem Brief hatte sie einen Durchschlag. Briefe schrieb sie immer mit einer elektrischen Schreibmaschine. An einer Stelle taucht in diesem Brief Himmerod auf, auch deshalb lese ich ihn heute auszugsweise vor und weil dieser Brief zu den schönsten Briefen gehört, die ich von Hilde Domin erhalten durfte.

Sie war damals gerade von einer längeren Lesereise zurückgekehrt. Den Brief hatte sie mir 1994 in meine neue Wohnung nach Frankfurt geschickt, damals arbeitete ich nach meinem Studium in Heidelberg schon einige Monate als Assistent im Cheflektorat des S. Fischer Verlags und war von Heidelberg nach Frankfurt umgezogen. „Lieber Clemens, um es ganz klar zu machen: ich glaube an Gnade. Und an Wunder. Ich bin dafür dankbar und frage nicht nach dem Geber. Du, gewiss, kennst ihn oder glaubst ihn zu denken, oder so stelle ich es mir vor. Du hast den Ri-

tus, ich habe nur den Glauben. // So glaube ich, dass ein Netz gespannt ist, das uns irgendwie auffängt. Wir fallen nicht hindurch, wir sind nicht ganz fremd in der Welt. Wenn auch nicht ganz zuhause. // Wie ich also kürzlich in Bonn las, da kam ein junger Mann von Himmerod mit Grüßen. Das freute mich sehr. Noch mehr freute mich, dass eine Studentin, etwa Deines Alters, ein wenig jünger, auf mich zukam: Wir waren letzten Herbst gemeinsam über den Gotthard gefahren, im Zug, und hatten uns sehr angefreundet. Beide waren wir so entzückt über die Alpen im Nachmittagslicht. Ich hatte ihre Adresse auf einem Zettel, den ich nicht wiederfand, so viel ich auch suchte. Aber – nach der Lesung - da war sie plötzlich und sofort schrieb ich mir ihre Adresse noch auf die Fahrkarte auf. Ich hatte ein Riesenpublikum, aber nichts freute mich mehr als das Tatjana da war.// So und noch mehr so, war es mit uns: (...) wir waren plötzlich Geschwister. Mein Bruder war erst beinahe eifersüchtig, als er hörte, dass ich noch einen – sehr viel jüngeren – Bruder habe. Aber jetzt, (...) fragt er fast täglich nach Dir. // Habe ich Wahlgeschwister gehabt, vor Dir? (...) Es war wie ein Wunder, wie der Vogel in meinem Gedicht. Man braucht nur die Hand hinzuhalten, man weiß es selber nicht. So warst Du plötzlich da. // Jetzt sehe ich (an deiner alten Heidelberger Wohnung vorübergehend) das leere Fenster, die Blumen, der Sonnenschirm ist weg. (...)// Dabei, ich darf nicht klagen: ich gehe über die Strasse, und ein Germanist aus Chicago kommt auf mich zu und lädt mich für das Frühjahr ein. Eine Studentin aus Turin kommt nächste Woche und übersetzt „Das zweite Paradies“ als ihr Doctorthema. // (...) Sonntag war Erwins 3. Todestag. Von jetzt ab will ich nur noch die Geburtstage feiern.“ Beigefügt zu dem Brief, hatte sie eine Postkarte mit einem Gedicht von ihr:

(...)

Ich gehe vorüber
ohne Spur.
Die Ulmen am Weg
winken mir zu wie ich komme,
grün blau goldener Gruß,
und vergessen mich,
eh ich vorbei bin.

Ich gehe vorüber -
aber ich lasse vielleicht
den kleinen Ton meiner Stimme,

mein Lachen und meine Tränen
und auch den Gruß der Bäume im Abend
auf einem Stückchen Papier.

Und im Vorbeigehn,
ganz absichtslos,
zünde ich die ein oder andere
Laterne an
in den Herzen am Wegrand.

Der Widerstand mit Worten ist bei Hilde Domin kein einmaliger Akt, sondern ein fortlaufender Prozess, der langen Atem verlangt. Zivilcourage beginnt im Kleinen – im Mut, Unrecht beim Namen zu nennen und die Ohnmacht zu überwinden. In Zeiten, in denen demokratische Werte unter Druck geraten, darf die Gesellschaft nicht in Resignation verfallen. Domin verlangt, trotz aller Rückschläge beharrlich zu bleiben und die Hoffnung auf ein menschliches Miteinander niemals aufzugeben:

„Nicht müde werden / sondern dem Wunder / leise / wie einem Vogel / die Hand hinhalten.“

Dieses „Wunder“ ist die gelingende Demokratie selbst. Sie bleibt nur lebendig, wenn wir – wie die ausgestreckte Hand im Gedicht – behutsam, aber bestimmt Verantwortung füreinander übernehmen, das Wort ergreifen und unermüdlich für die Werte einstehen, die unsere freie Gesellschaft tragen.

„Vermehrt den Hass nicht. Vermehrt die Angst nicht. Geht auf Distanz zu Euch selbst. (...) Das Wunder, das konkrete kleine Wunder, wartet immer um die nächste Ecke: für den, der es wahrnehmen mag.

Clemens Greve, Frankfurt, 12./13.9.2026

Literatur:

- H. Domin, Ges. Gedichte, S. Fischer, 1987
- H. Domin und C. Greve, Nachkrieg und Unfrieden, Fischer Taschenbuch, 1995
- v. Wangenheim und I. Metz, Vokabular der Erinnerung, Fischer Taschenbuch, 1995
- M. Braun, Exil und Engagement, Peter Lang, 1993
- H. Domin, Ges. Autobiografische Schriften, Piper, 1992
- H. Domin, Ges. Essays, Piper, 1992
- H. Domin, Das Gedicht als Augenblick von Freiheit, Fischer Taschenbuch, 2005
- H. Domin, Wozu Lyrik Heute, Fischer Taschenbuch, 2005